

dem Polster der Chaiselongue, die direkt am Fenster stand, lagen zwei davon, nebeneinander und zusammengefaltet.

Die Haushälterin erschien und brachte ein Tablett mit einer Teekanne und zwei Gedecken aus dünnem weißem Porzellan. Auf einer Platte lagen Petits Fours, die allesamt wie Kunstwerke aussahen und bei denen Catia das Wasser im Mund zusammenlief.

»Frau Bierbichl, wenn Sie noch im Wohnzimmer den Kaminofen anheizen würden – danach können Sie gehen, den Rest schaffe ich alleine.«

»Gut, dann bis morgen, Frau Santoro.«

Die Hausherrin wartete, bis Frau Bierbichls Schritte verhallt waren, und wandte sich dann mit aufmerksamem Blick an Catia. »Wie geht es Ihnen?«

»Gut, danke.«

»Sie sehen besser aus als neulich. Ich musste oft an Sie denken. Ich hätte Sie nach der Operation noch gerne getroffen, aber man hat mich nicht zu Ihnen gelassen.«

»Es lief glatt, und ich darf auch alles essen.«

»Dann langen Sie zu!«

Zehn Tage waren seit der Operation vergangen, und sie merkte wirklich nichts mehr davon.

»Und wie geht es Ihnen, Signora?«, fragte Catia nach einem Bissen von einem in Pistaziengrün kuvertierten Kücklein.

Frau Santoro stellte die Teetasse ab. Die dünnen Goldarmreifen an ihrem mageren Handgelenken klirrten, als sie abwinkte. »Ach, in meinem Alter ist immer irgendetwas, am besten, man ignoriert es. Lassen Sie uns nicht von Krankheiten sprechen. Hat sich Ihre häusliche Situation denn inzwischen geändert?«

»Mein Mann behandelt mich seit meiner Entlassung aus der Klinik wie ein rohes Ei.«

»Was ist aus der Sache mit dem Zimmer Ihres Sohnes geworden?«

Dass sie sich daran noch erinnerte.

»Ich will es gar nicht mehr«, murmelte Catia und musterte dabei verschämt ihre Stiefeletten.

»Sie haben doch nicht etwa klein beigegeben?«

»Es steht unentschieden. Im Moment benutzt es keiner von uns, denn es ist sowieso nicht geheizt.« Catia hob wieder den Kopf und verkündete mit hochroten Wangen: »Aber etwas hat sich verändert. Ich habe meine Stelle gekündigt.«

»Interessant. Erzählen Sie!«

»Ich hatte mich letzte Woche noch krankschreiben lassen, ich wollte einfach mal durchatmen. Als ich gestern ins Büro kam, dachte ich zuerst, ich hätte mich im Stockwerk vertan. Da war nichts mehr wie vorher. Die Mitarbeiter haben ab sofort keine festen Schreibtische mehr, und statt des Besprechungsraums gibt es nun eine Couchlandschaft in Bonbonfarben.«

»Der Zeitgeist lässt grüßen«, warf die Signora ein.

»Signora Santoro, ich bin nicht von gestern und auch nicht unflexibel«, räumte Catia ein. »Trotzdem war ich schockiert. Da saßen Leute, die meine Kinder sein könnten und die ich gar nicht kannte, und meine neue Chefin wollte von mir erfahren, wie viele Tage Homeoffice ich in Zukunft machen wolle. Dabei besetzt ja Daniel seit zwanzig Jahren unser Homeoffice. Wissen Sie, es war ein gutes Gefühl, sich jeden Tag an diesen Schreibtisch zu setzen, an dem nur ich saß. So einen Ort habe ich zu Hause nicht. Meine persönlichen Sachen hatten sie in einen Karton getan, und es fühlte sich an, als hätten sie auch mich in einen Karton geworfen und in eine Ecke gestellt. Dann bat mich die neue Chefin in ihr Büro – sie hat natürlich schon noch eines für sich allein – und sprach mit mir über meinen zukünftigen Aufgabenbereich. Als ich merkte, dass es auf eine Degradierung hinauslief, wusste ich, es ist Zeit zu gehen.«

»Richtig so!«, sagte Frau Santoro mit Nachdruck. »Man darf sich nicht alles gefallen lassen. Nicht heutzutage, da gute Leute überall gesucht werden. Was meint denn Ihr Mann dazu?«

»Ich sage es ihm erst, wenn ich was Neues habe.«

Frau Santoro sah aus, als müsse sie mit sehr viel Beherrschung eine Bemerkung hinunterschlucken. Sie nippte an ihrer Teetasse und fragte dann: »Drücken Sie sich so lange auf Parkbänken und in öffentlichen Bibliotheken herum?«

»Nein. Ich sage, ich arbeite im Homeoffice.«

»Sie sind mir ja eine!«

Für einen Moment war es still. Aus dem Wohnzimmer hörte man das Knacken eines Scheits, was Frau Santoro an das Feuer erinnerte. Sie bat ihre Besucherin, etwas Holz nachzulegen. Catia kam der Bitte nach und verharrte noch kurz vor dem Ofen. Wie gut diese Wärme tat! In ihrer Wohnung herrschten nur noch um die achtzehn Grad. Wären sie und Daniel beizeiten umgezogen, grollte Catia, hätten sie jetzt vielleicht ebenfalls einen Kaminofen, wenn auch sicher keinen wie diesen hier. Catia ging etwas in die Knie und hielt ihren Rücken und ihr Hinterteil nah an die Scheibe. Könnte sie diese Hitze doch nur ein paar Stunden lang in ihren Knochen speichern! Während sie sich wärmte, betrachtete sie ein rundes, metallenes Wandregal im Art-déco-Stil, in dem allerlei exotische Gegenstände zur Schau gestellt wurden: Statuetten, Masken, Tongefäße. Ihr Blick wurde von einer Schwarz-Weiß-Fotografie angezogen, die Frau Santoro in jüngeren Jahren zeigte, mit einem breitkrempigen Hut auf dem Kopf und einer feinen Stola über einem im Wind flatternden leichten Sommerkleid. Sie wandte sich einem attraktiven, grau melierten Herrn in einem Leinenanzug zu. Das Paar posierte vor einem orientalisch anmutenden Gebäude. Sie schauten nicht in die Kamera, sondern blickten einander lächelnd an. Mit einer Hand hielt die Signora ihren Hut fest, während er einen Arm um ihre schmale Taille geschlungen hatte. Sie wirkten sehr vertraut und ineinander versunken, als würde für die beiden die Umgebung in diesem Moment gar nicht existieren. Das Foto, fand Catia, hätte auch das Kinoplakat zu einem almodischen Liebesfilm sein können. Ein schönes, nicht mehr

ganz junges Paar, das offenbar viel in der Welt herumgereist war und dabei kostbare Souvenirs gesammelt hatte. Und jetzt lebte die alte Dame offenbar allein in diesem Riesenkasten voller Kunst und Erinnerungen.

Catia stellte sich vor, wie ihre Gastgeberin nachher vor diesem Regal in diesem Ohrensessel unter der Leselampe Platz nehmen und die Flammen beobachten oder lesen würde. So kuschelig warm würde es sein...

»Sie haben ein wunderschönes Haus«, sagte Catia, als sie zurückkam. »Um den Kaminofen beneide ich Sie am meisten.«

»Deshalb müssen Sie auch Ihre Decke wieder mitnehmen. Ich will sie nicht wiederhaben, ich habe etliche davon.«

»Gut, wenn das so ist... Dann noch mal vielen Dank.«

»Das Haus ist alter Familienbesitz, aber es gehört mir nicht. Albrecht, mein Mann, starb vor drei Jahren und hat es seiner Stiftung vermachte, die sich der Förderung der schönen Künste widmet. Ich erhielt jedoch ein lebenslanges Wohnrecht.«

»Das würde mir auch schon reichen«, entschlüpfte es Catia.

»Essen Sie noch etwas«, forderte Frau Santoro sie auf, ehe sie unvermittelt feststellte: »Also sind Sie momentan quasi arbeitslos.«

»Hm«, nickte Catia, die gerade in einen winzigen Windbeutel gebissen und den Mund voller Vanillesahne hatte.

»Was wollen Sie in Zukunft machen, Catia?«

»Ich weiß es nicht. Es fühlt sich noch neu und seltsam an. Plötzlich hat man wieder so viele Möglichkeiten. Ich werde mich bei diversen Stellenbörsen im Internet registrieren und sehen, was sich ergibt.«

»Mir kommt gerade eine Idee.« Frau Santoro machte eine Kunstpause und trank von ihrem Tee. Die Petits Fours hatte sie noch nicht angerührt, während Catia sich gerade Nummer vier oder fünf einverleibte.

»Ich besitze ein Haus in meinem Heimatort Anacapri. Es ist mein Elternhaus, und ich habe vor, die nächsten Monate

dort zu verbringen und es dann zu verkaufen. Um einen guten Preis zu erzielen, müsste es ein wenig hergerichtet werden. Es steht seit etlichen Jahren leer. Ich habe zwar einen Verwalter, dennoch hege ich gewisse Befürchtungen, was mich dort erwartet. Kurz und gut, ich möchte Ihnen einen Job anbieten, Catia. Ich bin, wie Sie sehen, nicht mehr ganz fit, ich würde mich wohler fühlen, nicht allein reisen zu müssen und jemanden zu haben, der sich um die Dinge vor Ort kümmert. Keine Angst, Sie müssten keine Möbel schleppen, Wände streichen oder Bäume entwurzeln, und Sie wären auch nicht die Putzfrau. Allenfalls würde ich Sie hin und wieder um die Zubereitung einer kleinen Mahlzeit bitten. Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich Sie an meiner Seite hätte. Sie beherrschen die Sprache, Sie sind nicht auf den Mund gefallen, Sie könnten mir in vielerlei Hinsicht behilflich sein. Und ich hätte ein wenig Gesellschaft.«

Catia wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Es wäre etwa für drei, vier Monate. Als Bezahlung biete ich Ihnen dasselbe, was Sie jetzt verdient haben, nur in bar und im Voraus und noch einen kleinen Bonus obendrauf. Wenn man unterwegs ist, möchte man sich ja auch etwas gönnen. Capri ist im Vorfrühling wunderschön, ehe die Touristenschwärme und das neureiche Gesocks auf ihren Jachten dort einfällt. Was meinen Sie?«

»Ich... ich weiß nicht recht.«

»Ihnen würde eine Luftveränderung sicher guttun, Catia. Man steigt außerdem gewaltig in der Wertschätzung der Männer, wenn man nicht ständig anwesend ist, glauben Sie mir.«

Catia fehlten noch immer die Worte. Sie nahm erneut einen Schluck Tee, er war kalt geworden.

»Sie müssen nicht sofort antworten. Denken Sie in Ruhe darüber nach. Mein Flug nach Neapel geht am Samstag. Sagen Sie rechtzeitig Bescheid, wenn ich einen zweiten Sitzplatz buchen soll.«